

Unabhängigkeit als Inszenierung

Vor 100 Jahren wurden die Philippinen US-amerikanische Kolonie

von Rainer Werning

Einen Monat nach der Präsidentenwahl im Mai standen am 12. Juni 1998 der noch amtierende Präsident, Ex-General Fidel V. Ramos, und sein zwischenzeitlich gewählter Nachfolger Joseph Estrada im Rampenlicht des seit Jahren größten Spektakels in Manilas ausladendem Rizal-Park. Dieser 12. Juni nämlich, so sah es die Regie der vor Monaten eigens geschaffenen National Centennial Commission unter dem Vorsitz von Ex-Vizepräsident Salvador H. Laurel vor, sollte den Höhepunkt der Feierlichkeiten im Gedenken an den 100. Jahrestag der Proklamation der Unabhängigkeit der Philippinen bilden.

Mit dem ihm eigenen Hang zur Geschichtsklitterung steuerte Ramos im Hochglanzprospekt der diesjährigen, Ende April zu Ende gegangenen *Hannover Messe '98*, auf der die Philippinen als das offizielle Partnerland präsentiert wurden, ein Grußwort bei: »Zum hundertsten Unabhängigkeitstag«, schrieb da der Präsident, »feiert das Partnerland Philippinen nicht nur 100 Jahre des nationalen Aufbaus, sondern blickt auch auf ein Jahrhundert demokratisch geprägter Wirtschaftsgeschichte zurück. Vor allem möchte unser Land die ökonomischen Stärken dieses neuen asiatischen Tigers auf dem Sprung in das nächste Jahrhundert vorführen.«

Was eigentlich gab es zu feiern?

Dieser Sprung ging nicht zuletzt wegen der virulenten Finanz- und Wirtschaftskrise in Ost- und Südostasien ins Leere. Auch mit der Unabhängigkeit ist es nicht weit her, von einer demokratischen Wirtschaftsgeschichte ganz zu schweigen. Was ei-

gentlich sollte an diesem 12. Juni mit Fanfarenstößen als Jahrhundertereignis zelebriert werden?

Die philippinische Kolumnistin Marites Danguilan Vitug gab eine Antwort, die allerdings im offiziell verordneten Jubelchor unterging. »100 Jahre Unabhängigkeit? Nein. 100 Jahre Freiheit und Demokratie? Mitnichten. Wir begehen lediglich den 100. Geburtstag der Unabhängigkeitserklärung«, so die Journalistin, »der Bildung einer kurzlebigen Republik im Jahre 1898, bevor sich die Amerikaner der Inseln bemächtigten und 50 Jahre lang unsere Geschicke und Geschichte bestimmten.«



Andres Bonifacio

lipinos, der *Katipunán*, und Truppen der seit 1571 auf den Inseln nistenden Kolonialmacht Spanien. Andres Bonifacio, der Begründer der *Katipunán* und als *Bodegero* (Lagerhalterarbeiter) ein Vertreter der Unterschicht, wurde aus der Führung der Bewegung verdrängt, die schrittweise in die Hände der *Ilustrados*, der Gebildeten, übergang. Nach der Erschießung Bonifacios empfahl sich mit Emilio Aguinaldo ein Sproß aus der Grundbesitzerklasse als deren Führer. Am 1. November 1897 wurde eine provisorische Verfassung durch die Aufständischen verabschiedet. Doch Aguinaldo ließ sich unter dem Einfluß reicher Filipinos auf Verhandlungen mit Primo de Rivera, dem spanischen Generalgouverneur, ein. Als Ergebnis dieser Verhandlungen stimmte Aguinaldo letztlich zu, die Kämpfe zu beenden und ins Ausland zu gehen. Der Preis dafür waren Reformversprechen seitens des ohnehin morschen Kolonialapparates und die Aussicht auf 800.000 Mexikanische Dollar. Aguinaldo hielt seinen Teil der Übereinkunft ein und begab sich ins Exil nach Hongkong. Von den 800.000 Mexikanischen Dollar aber wurden ihm lediglich 400.000 ausbezahlt, von den Reformversprechen wurde keines eingehalten.

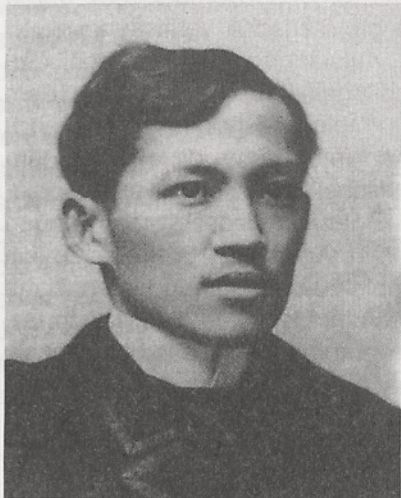
Bevor es zu diesem denkwürdigen Abkommen zwischen der

Der Autor ist Geschäftsführer der Stiftung für Kinder (Freiburg i.Br.), die seit einem Jahrzehnt schwerpunktmäßig in den Südpalipininen engagiert ist.

aus: AW v. 12.6.1998, S. 74

Katipunan-Führung und dem spanischen Generalgouverneur im Dezember 1897 kam, hatte ein Troß um Aguinaldo, darunter bis noch vor kurzem eingefleischte Bewunderer der spanischen Krone, Kontakte zu einer anderen Seite aufgenommen. Ihr Auslandsagent Felipe Agoncillo hatte sich bereits mehrfach mit dem US-amerikanischen Konsul in Hongkong, Rounseville Wildman, getroffen und diesem eine Allianz angeboten. Zwei philippinische Provinzen und die Zollennahmen bot er für Waffenlieferungen, ein Deal, auf den einzugehen Wildman allerdings von seiner Regierung untersagt wurde.

Am 30. November wurde Kommodore George Dewey auf Betreiben des damaligen *Assistant Secretary of the Navy*, Theodore Roosevelt, zum Befehlshaber des *Asiatic Squadron* benannt und nach Fernost beordert. Nachdem er die Leitung der Flotte in Yokohama übernommen hatte, traf er Mitte Februar 1898 in Hongkong ein. Es kam zu Gesprächen zwischen Aguinaldo und einem Gesandten Deweys, der den Supremo drängte, in seine Heimat zurückzukehren und den Kampf wieder aufzunehmen. Der Dialog wurde jedoch abgebrochen, weil der Spanisch-Amerikanische Krieg ausgebrochen und Dewey nach Manila abkommandiert worden war. Aguinaldo verließ Hongkong und tauchte wenig später in Singapur auf, um dort in Verhandlungen mit US-Generalkonsul Pratt zu treten. Pratt, der sich



José Rizal

aus: AW v. 12.6.1998, S. 63

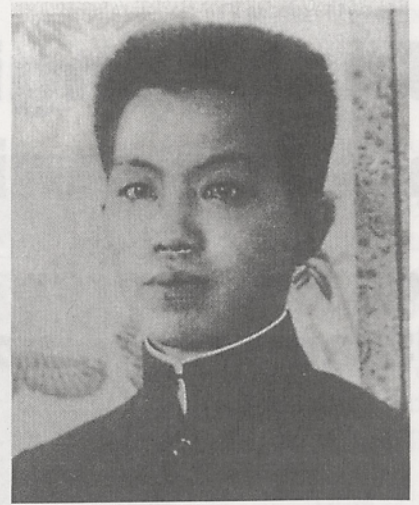
Aguinaldos Hilfe versichern wollte, gab sein Wort, »daß die Vereinigten Staaten mindestens die Unabhängigkeit der Philippinen unter dem Schutz der US-Marine beachten werden.«

Unverzüglich kehrte Aguinaldo nach Hongkong zurück, von wo aus er Mitte Mai 1898 auf Deweys Geheiß auf einem US-Kriegsschiff nach Manila gebracht wurde.

Dort hatte sich inzwischen einiges getan. Für die US-Navy war der Feldzug gegen die Spanier fast ein militärischer Spaziergang. Von acht spanischen Kriegsschiffen in der Manila-Bucht waren nur fünf einsatzbereit. Das Gefecht begann am 1. Mai und endete am 1. Mai. Die spanischen Truppen hatten 381 Tote und Verwundete zu beklagen, die US-Marine nicht einen einzigen. Kommodore Dewey, daraufhin zum Admiral befördert, ging jedoch mit seinen Truppen nicht sogleich an Land, sondern verhängte eine Blockade über die Manila-Bucht und telegraphierte seinen Vorgesetzten im fernen Washington: »Ich kann Manila jederzeit einnehmen. Eine Inbesitznahme und damit Kontrolle der philippinischen Inseln würde nach meiner Einschätzung 5.000 wohlausgerüstete Soldaten erfordern (...).« Die Blockade der Manila-Bucht bedeutete jedoch, daß sämtliche Schiffe neutraler Nationen, in diesem Falle auch solche des Deutschen Reiches (das, außer in China präsent zu sein, erst später im Nord- und Südpazifik Flagge zeigen sollte), passieren durften.

»Wohlwollende Assimilierung«...

Die Regierung der Vereinigten Staaten war sich lange Zeit unschlüssig, wie sie mit den Philippinen verfahren sollte. Der erste Entwurf der Washingtoner Friedensbedingungen erwähnte lediglich Manila; der Rest der Inseln sollte bei Spanien verbleiben. Außenminister Day bevorzugte die Einbehaltung Manilas und des Rests der Insel Luzon, die anderen Inseln sollten spanisch bleiben. Senator Lodge schlug (zwei Monate nach Deweys Sieg) vor, sich zunächst aller Inseln zu bemächtigen, dann aber nur Luzon zu behalten und den Rest mit England gegen die Bahamas, Jamaika und Dänisch-Westindien zu tauschen. Sogar die Mehrzahl der Delegierten, die die USA auf der Friedenskonferenz in Paris vertraten — sie endete am 10. Dezember 1898 mit dem Erwerb der Philippinen von Spanien für 20 Millionen Dollar —,



Emilio Famy Aguinaldo

aus: AW v. 12.6.1998, S. 52

war aus moralisch-konservativen Bedenken gegen die Annexion, während Vertreter des entschiedenen neuen Imperialismus sich dafür stark machten, daß Amerika sich nicht nur die Philippinen, sondern auch Kuba einverleiben müsse. Die nachfolgenden Ereignisse sollten beispielsweise dem aus dem US-Bundeststaat Indiana stammenden Senator Beveridge die Partitur für einen offensiven Interventionismus liefern, als er mit Verweis auf den zu erschließenden »riesigen chinesischen Markt« vor der Haustüre der Philippinen in flammenden Appellen für ein dauerhaftes Hisen der *Stars & Stripes* in Fernost plädierte — sozusagen als Pendant zu dem ein Jahr zuvor (1897) annektierten Königreich Hawaii und spanischen (Ex-)Besitzungen in der Karibik.

In der Manila-Bucht hatte sich derweil die Lage zugespitzt. Am 12. Juni 1898 hatten Aguinaldo und seine Gefolgsleute in Kawit, in der nur wenige Kilometer der Hauptstadt Manila entfernt gelegenen Provinz Cavite, die Unabhängigkeit ausgerufen und den Kampf gegen die letzten versprengten Reste des einst so glorreichen spanischen Empires intensiviert. Als am 30. Juni erste Bodentruppen der USA von Bord gingen, betraten sie ein unabhängiges Land, das Terrain der ersten Republik in Asien überdies. Anfang August kontrollierten die Revolutionäre die Situation und drängten auf die Eroberung Manilas — der letzten zitternden Zitadelle der Macht.

Der August 1898 sollte ein in vielfacher Hinsicht entscheidender Monat werden. Die Filipinos hatten die Unabhängigkeit erkämpft und die

Hauptlast der Zermürbung der spanischen Soldateska getragen, um sich fortan, zumindest was den kooptationsbereiten Flügel der eigenen Führungsschicht betraf, in jenes Schicksal zu fügen, das der große transpazifische *Uncle Sam* ihnen zugedacht hatte. Denn als während des Spanisch-Amerikanischen Krieges, entsprechend der beschönigenden Redewendung, »Kontakt« mit den Philippinen hergestellt worden war, hatte das *fin-de-siècle* in den USA zwei antithetische Tendenzen befördert, die als Antipode Isolationismus-Interventionismus oder — literarisch gewendet — als Widerstreit zwischen dem großen Demokraten Walt Whitman und dem glühenden Imperialisten Rudyard Kipling rezipiert wurden. Es obsiegte eine Konstellation, in der frühe Realpolitik und calvinistisches Sendungsbewußtsein, die Rhetorik von Pflicht und Bestimmung (*duty and destiny*), miteinander verknüpft waren — gemäß dem Entwurf des damaligen Präsidenten William McKinley: »Die Pflicht definiert die Bestimmung«.

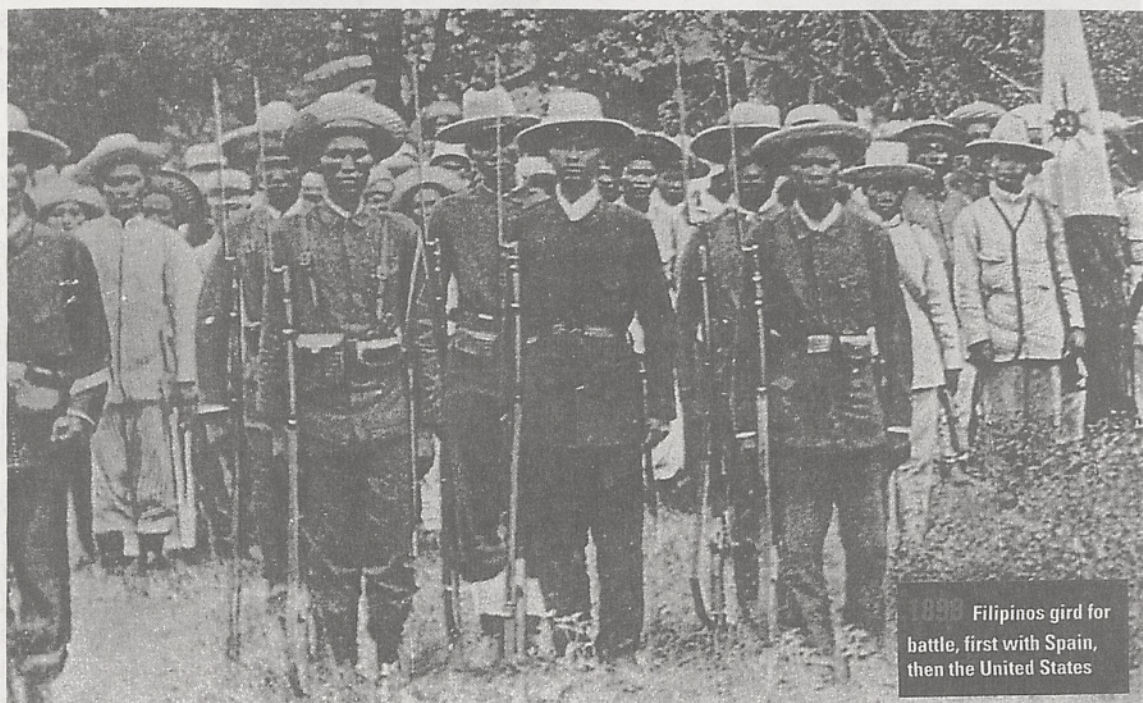
Bezeichne
nd für die Ver-
schränkung von

apokalyptischer Vision und missionarischer Kapitalakkumulation war McKinleys Ansprache an eine Gruppe protestantischer Geistlicher im August 1898, die Howard Zinn in seiner 1980 erschienenen »*A People's History of the United States*« (New York) wiedergab: »In Wahrheit wollte ich die Philippinen nicht, und als wir sie als Geschenk der Götter bekamen, wußte ich nichts mit ihnen anzufangen (...) Ich lief Abend für Abend bis Mitternacht im Weißen Haus umher; und ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ich niederkniete und den Allmächtigen mehr als einmal um Licht und Führung anging. Und eines Abends spät dämmerte es mir auf diese Weise — ich weiß nicht wie, aber es dämmerte: 1. daß wir sie

nicht an Spanien zurückgeben könnten — das wäre feig und unehrenhaft; 2. daß wir sie nicht Frankreich oder Deutschland — unseren Handelsrivalen im Osten — übergeben konnten — das wäre schlechter Geschäftsstil und diskreditierend; 3. daß wir sie nicht sich selbst überlassen konnten — sie waren unfähig zur Selbstregierung, und sie würden dort drüben bald schlimmere Anarchie und üblere Zustände haben als unter Spanien; und 4. daß uns nichts übrigblieb, als sie zu übernehmen und mit der Gnade Gottes das Allerbeste für sie zu tun, (...) unsere Mitmenschen, für die Christus auch gestor-

Jahrhundertwende fortsetzten. Dabei wurde im gleichen Atemzug buchstäblich in brutaler Regelmäßigkeit die Unabhängigkeit nach einer Periode notwendiger Vormundschaft versprochen.

Und was bedeutete diese Vormundschaft anderes als den Imperativ kultureller Homogenisierung und politischer Disziplinierung des kolonialen Objekts? Das Ziel bestand demnach in der Etablierung unternehmerischer Rationalität — der Nachfrage nach effizienten, überfunktionale Lesefähigkeit verfügenden Arbeitern, wie sie zur Mehrwertproduktion und für die Reproduktion von



Filipinos gird for battle, first with Spain, then the United States

»Zum Kampf bereite Filipinos, erst mit Spanien, dann mit den Vereinigten Staaten«

ben ist. Und dann ging ich zu Bett und schlief gut.«

Das Streben nach einem Kolonialreich, nach Zähmung einer Untertanen-Rasse wollte McKinley mit seinem Anspruch auf charismatische Berufung bevorzugt als »wohlwollende Assimilierung« (*benevolent assimilation*) verstanden wissen. Welche Wirrnisse und Zufälle die nachfolgenden Verhandlungen der USA mit General Emilio Aguinaldo, dem damaligen Präsidenten der bedrängten Republik, auch umrankt haben mögen, die Politik der Vereinigten Staaten erforderte Gewalt zur Ausschaltung der philippinischen Revolutionäre und der Guerilla, die den Widerstand — alsbald ohne den kooperationswilligen Aguinaldo — bis weit über die

Abhängigkeitsverhältnissen benötigt wurden — in einer Dritte-Welt-Formation mit wesentlich tributären, auf Verwandtschaft und/oder klientelistische Bande gegründeten kulturellen Praktiken. Statt dessen aber kam es zu einer hybriden Mutation: Die vorherrschenden Produktionsverhältnisse, überwiegend auf Pacht- und Plantagenwirtschaft basierend, sowie das damit verbundene Netzwerk der Patronage untergruben jeglichen Anspruch der Kolonialadministration; sie förderten Individuen aufgrund von Verdienst, Fähigkeiten und Leistung. Das Resultat während der gesamten Periode direkter und indirekter US-Herrschaft bis 1946 war die Festigung einer Oligarchie, deren in (ritualisierten) Wahlen bestätigte

Dominanz über die Massen in Latifundien und Grundrente verankert blieb. Verschärft wurde dies durch die Selbst-Verewigung einer Kolonialbürokratie, deren Funktionäre von Bildungseinrichtungen kamen, die eben zur Erfüllung des oben genannten Imperativs eingerichtet worden waren.

nalistischen Konsens zwischen dem Volk und der Intelligenz (wenigstens vorübergehend während der Revolution von 1896 und dem Philippinisch-Amerikanischen Krieg, 1899-1902, erreicht), die Entfremdung zwischen den Intellektuellen, die sich des Englischen bedienten, und den Arbeitern und Bauern, die die Volkssprache

Erleichterung des Exports von Zucker, Hanf, Tabak und Mineralien des Reservoirs.

Filipinos, die sich der seichten Variante der »benevolent assimilation« durch Erziehung und Ausbildung entzogen und statt dessen hartnäckig auf die Selbstgestaltung der Geschichte pochten, wurden unachgiebig in die Schranken gewiesen. Alles, was auf Eigenständigkeit hindeutete, wurde kurzerhand verboten oder mit brachialer Gewalt erstickt. Der berühmt-berüchtigte Befehl des auf der östlichen Insel Samar wütenden US-Offiziers »Jake« Smith — »Soldaten, niederbrennen, plündern und morden sollt ihr! Je mehr ihr das tut, um so größer wird mein Wohlgefallen sein!« — war das Fanal, sein gesamtes Operationsgebiet »in eine heulende Wildnis zu verwandeln«.

Vor allem die Moros, die im Süden des Landes beheimatete muslimische Bevölkerung, sahen die Metamorphosen der Macht im fernen Manila, die Ränke um Überwindung alter und Installierung neuer Abhängigkeiten aus gänzlich anderem Blickwinkel. Sie hatten Jahrhunderte in eigenständigen Sultanaten gelebt, vielfältige Bande zum heutigen Malaysia, Brunei und Indonesien unterhalten, und waren weder von den Spaniern noch von einer anderen fremden Macht in die Knie gezwungen worden. Das sollte erst der US-amerikanischen Soldateska mit Hilfe ihrer ortskundigen philippinischen *Scouts*, der bereits 1901 zur infanteriemäßig ausgerüsteten, paramilitärischen *Constabulary*, glücken — allerdings nach über 15jähriger grausamer Kriegsführung.

Die damals etwa 6,5 Millionen zählende Bevölkerung auf dem Archipel ist in einem bis dahin beispiellosen Kolonialmassaker buchstäblich dezimiert und »hamletting«, die Errichtung sogenannter strategischer Wehrdörfer zur lückenlosen Kontrolle der Aufständischen, in großem Stil praktiziert worden.

Das Doppelgeschäft der Sicherung imperialer und feudaler Herrschaft gegen nationalen und sozialen Aufruhr ist ein ebenso auffälliges wie leidiges Kontinuum in der Geschichte des philippinischen Militärs, die dem einstigen Eliteoffizier Ramos keinesfalls fremd sein dürfte. Denn den *Scouts* und der *Constabu-*



Präsentation der Nationalfarben bei den Hundert-Jahr-Feierlichkeiten

aus: AW v. 26.6.1998, S. 5

... im Schatten der Pax americana

In diesem Zusammenhang war die Aufzwingung des amerikanischen Englisch als der Amtssprache für Unterricht, Geschäft und Verwaltung, wodurch die Filipinos zu »Weltbürgern« gemacht werden sollten, Teil einer komplexen Maschinerie, der Befriedung und Hegemonie. Der einst an der University of Chicago promovierte Anthropologe und spätere US-Staatssekretär für Erziehung (1903-09), David P. Barrows, bestimmte den Wert des Englischen so. »Die Kenntnis des Englischen (...) wird materiell zur Emanzipation der abhängigen Klassen beitragen (...), die notwendig ist für die Aufrechterhaltung einer liberalen Regierung«. Doch leider rechnete er nicht mit den ökonomischen und gesellschaftlichen Zwängen der Zeit.

Hinter der Fassade eines auf Leistung beruhenden öffentlichen Verwaltungssystem brachte ein halbes Jahrhundert Englisch-Unterricht die Fortdauer der Knechtschaft auf dem Lande, die Auflösung des natio-

sprachen. Die Funktion des Englischen als Mittel imperialer Herrschaft erfüllte seine pädagogische Effizienz gerade aufgrund des trügerischen Scheins, den Zugang zur großen Welt zu vermitteln; es verhüllte die so bewirkte Auflösung der brüchigen Identität der Eingeborenen, die Fragmentierung der nationalen Volkskultur, die sich eben erst herauszubilden begann, und die Verstärkung der Illusionen von Fortschritt und Gleichheit unter westlicher Kuratel.

Als das US-Transportschiff *Thomas* als erstes von vielen im Juli 1901 von San Francisco aus mit seiner Fracht von 600 Lehrern, den Vorläufern des Peace Corps, der USAID-Experten u.ä. gen Philippinen in See stach, demonstrierte es das Gewicht von Institutionen zur Wissensproduktion und zur Zirkulation von Informationen als Motor für den Aufbau des Kolonialstaates. Die ideologischen und kulturellen Apparate bedienten sich sozialdarwinistischer Themen zwecks Brechung des Guerillawiderstandes und der Bauernrevolten beim Aufbau des Staates in den ersten beiden Jahrzehnten und bei Ausbildung bürokratischer Funktionäre zur

lary folgte mit der Erlangung des halbautonomen *Commonwealth-Status* der Philippinen (1935) und nach der Unterzeichnung des Nationalen Verteidigungspakts durch Präsident Manuel Quezon der Aufbau eigener Streitkräfte, der *Armed Forces of the Philippines (AFP)*, unter der Ägide des Oberkommandierenden US-General Douglas MacArthur. Sin-

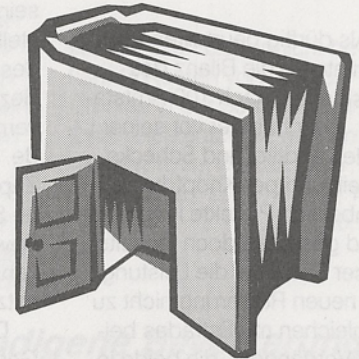
nigerweise blieb deren Rolle darauf beschränkt, bis zum Eintreffen amerikanischer Truppenverstärkung inhaltend Widerstand zu leisten. Selbst seit der schließlich im Sommer 1946 gewährten Unabhängigkeit der Republik der Philippinen regelte ein Bündel von bilateralen Abkommen, Verträgen und Bestimmungen mit den USA den (postkolonialen) Son-

derstatus der Inseln im Kalkül der amerikanischen Militärstrategie nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges.

Wer feierlich einer Unabhängigkeit gedenkt und ihre Mythen beschwört, sollte wenigstens die vielfältigen — teils bis heute andauernden — Abhängigkeiten nicht vergessen. ①

Götter, Gräber und ein Gelehrter

von Bettina Beer



BUCHBESPRECHUNG

Dieses Bändchen ist für Leser und Leserinnen von Interesse, die zum Thema Tod und Begräbnisrituale nach älterer Literatur und nach einer selektiven Zusammenstellung zahlreicher Beispiele, Details und Informationen aber unterschiedlicher philippinischer Ethnien suchen.

Rainer Neu geht es in seiner Veröffentlichung über Tod und Jenseitsvorstellungen um die Frage »Welche grundlegenden Vorstellungen bestimmen das Denken und Handeln eines Filipinos?« (S. 8). Die Abhandlung sei eine »dichte Beschreibung« sowie eine »Einführung in die Kultur der Philippinen im allgemeinen« (S. 179). Beides trifft nicht zu und wirft auch als Anspruch Probleme auf. Der Autor faßt bisherige Literatur zum Thema zusammen, frühe Berichte von Missionaren etwa, zusammenfassende Sekundär- und Tertiärquellen (etwa die Enzyklopädie»die des philippinischen Volksglaubens von Demetrio), populäre Publikationen, sowie ethnologische Arbeiten zu Einzelgesellschaften. Um eine angemessene Quellenkritik bemüht er sich jedoch nicht. Dem fügt Neu Ergebnisse eigener Beobachtungen, Erfahrungen und Gespräche bei »den Igorot« hinzu. Auch hier

wäre mehr Klarheit über sein Vorgehen wünschenswert.

Seine Darstellung springt hin und her zwischen der Wiedergabe alter Quellen, und eigenen, nicht

Rainer Neu

Die lebenden Toten und der tote Gott: Tod und Jenseitsvorstellungen in den Philippinen. (Beiträge zur Geschichte, Kultur und Religion Südostasiens, Bd. 2).

Münster: Lit Verlag, 1997. 182 Seiten, 2 Diagramme, 36 Abbildungen und 1 Karte.

weiter erläuterten Feldforschungserfahrungen, von Aussagen über »die Igorot«, »die Kalinga«, »die Isneg« etc. zu Aussagen über »die philippinische Kultur« im allgemeinen, etwa »Die Igorot sehen ihre Heimatregion nicht nur als geographischen Mittelpunkt der Erde, sondern auch als Zentrum des Kosmos. Diesen Ort — ihre Heimatregion, Tal, Insel usw. — bezeichnen die philippinischen Völker als »Welt.« (1 12). In pauschalen Aussagen dieser Art kommt es dann auch immer wieder zu Fehlern, wie: »Sie [die Verdienstfeste] sind in verschiedenen Igorot-Gesellschaften wie auch bei anderen Völkern des Südostasiatischen Archipels bekannt, besonders in Indonesien, Neuguinea und Melanesien.« (126) Letztere lie-

gen auch mit viel Phantasie nicht im »Südostasiatischen Archipel«.

Auf Seite 127 wird ein Foto von einer Kalinga-Frau aus den fünfziger Jahren wiedergegeben, eine nichtssagende sexistische Abbildung, bei der man sich fragt: Was hat die hier zu suchen? Es ist nicht einsehbar, warum ähnliches Material heute noch (selbst wenn es kritisch kommentiert wäre) reproduziert werden sollte.

Wer von diesen Mängeln absieht und das Anliegen hat, sich mit Tod und Jenseitsvorstellungen zu beschäftigen, sollte das Bändchen ruhig ansehen und es als Anregung zur Beschäftigung mit einem faszinierenden Thema betrachten. Es bietet allerdings kaum Hinweise auf neuere Literatur, sondern in erster Linie Angaben älterer Quellen. Wer also zuviel erwartet, wird enttäuscht werden. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Gelesenen ist auf jeden Fall ratsam. Auch wegen des Schriftbildes (eine kursiv gesetzte Helvetica-Schrift) ist die Lektüre mühsam. ①

Die Rezensentin ist Ethnologin und lebt und arbeitet in Hamburg.